

Vom Lehrling des Unbewussten zur Meisterin der Selbstreflexion

Dr. phil. Lisa Schmuckli

Liebe Berufskolleginnen und -kollegen
Liebe Freundinnen und Freunde

Ich freue mich sehr, Euch heute Abend meine Gedanken zur Frage, wie man *Lehrling des Unbewussten* wird, darlegen zu dürfen.

Ich werde mein Referat in vier Fragmente gliedern:

In einem ersten Fragment möchte ich Euch darlegen, wie ich zu meiner Fragestellung gekommen bin, warum mich umtreibt, was mich umtreibt. Es geht um die Ausgangslage.

In einem zweiten Fragment will ich dem Unbewussten nachgehen. Ich versuche zu schildern, wie ich über das Unbewusste nachdenke und reden will. Dabei erstrebe ich weder eine unhintergehbare Definition des Unbewussten noch einen historischen bzw. zeitlichen Abriss über die Entwicklung des Verständnisses des Unbewussten.¹

Im dritten Fragment gehe ich auf den psychoanalytischen Dialog ein (also auf unsere Arbeit innerhalb des Settings), der sich in den Dienst des Bewusst-Werdens stellt und dem doch einige Hindernisse entgegensteht.

Und in einem vierten Teil will ich noch kurz auf die Spaltung *bewusst-unbewusst* eingehen. Sie erweist sich als Voraussetzung, um überhaupt über sich selbst nachdenken und sich seiner selbst bewusst werden zu können. Ich runde die Ausführungen mit einem äusserst vorläufigen Fazit ab.

Ich hoffe, mit Euch nach meiner Auslegeordnung in einen Austausch kommen zu dürfen.

1 Vgl. zu einem historischen Abriss: Christina von Braun/Thilo Held: *Kampf ums Unbewusste. Eine Gesellschaft auf der Couch*. Berlin 2025.

I. Die Ausgangslage

Nach wirklich langer eigener Analyse fühlte ich mich kräftig und selbständig genug, diese Zusammenarbeit zu beenden. Der Entscheid war auch getrieben von der bevorstehenden Pensionierung meiner Analytikerin; sie sollte Ende Jahr die Praxis aufgeben. Wir fanden ein Ende, ich verliess die Analytikerin und ihren Behandlungsraum. Ich war noch Wochen danach traurig, berauscht, erschrocken über meinen Mut, auch trotzig (ich habe es vor dem möglichen Rauswurf geschafft, fortzugehen). Ich kämpfte mit einer diffusen Sehnsucht danach, wieder Analyse machen zu dürfen, und mit den vielen konkreten Lücken, die sich auftaten. Fünf Jahre später stand ich wieder in der mir so vertrauten Praxis (die Umstände des Wiedersehens lasse ich für den Moment weg). Die Praxis: unverändert; der Behandlungsraum: noch in Betrieb und intakt. Erst jetzt, während dieses heiteren Wiedersehens, konnte ich/konnten wir mein unbewusstes Konstrukt aufklären: Nicht sie ging in Pension, sondern ich schickte sie unbeirrt und voller Phantasien in die Wüste, um scheinbar eigenständig die Analyse beenden zu können. In meiner unheimlich klaren, nicht hinterfragten Vorstellung, sie würde in Pension gehen, ist sie mir wieder vorausgegangen; ich konnte so meinen aggressiven Akt der freiwilligen Trennung und der Verselbständigung vor mir verschleiern, sprich: unbewusst bewahren.

Dazu gehört auch folgende Szene: Es war eine unspektakuläre Analysestunde, eher am Ende meiner eigenen Psychoanalyse (wie es sich nachträglich herausstellte), als mir meine Psychoanalytikerin, lakonisch mitteilte: «Auch Sie haben ein Unbewusstes.» Das sass. Ihre Deutung fällt mir fast täglich ein (vgl. Schmuckli 2023).

Die Deutung während der Analyse und das Wiedersehen nach fünf Jahren markieren eine Bruchstelle, die mich seither umtreibt: Wie lernt man, das eigene Unbewusste zu verstehen, zu entziffern? Und wie wird man am Ende der Eigenanalyse zum (seiner selbst bewussten) Lehrling des Unbewussten? Aber auch: Wie erkenne ich das Ende meiner eigenen Psychoanalyse (oder wie lässt sich das Ende einer Psychoanalyse feststellen)?

Auf die letzte Frage antwortet Freud lapidar: Eine Analyse ist zu ihrem Ende gekommen, wenn sich Analytikerin und Analysandin nicht mehr zu den regelmässigen Sitzungen treffen (vgl. Freud 1937, S. 360). Seine erweiterte Antwort richtet sich unmittelbar an die Psychoanalytikerinnen und setzt einen unauflösbaren, meine Neugier weckenden Widerspruch: «Ihre Leistung [die Leistung der Eigenanalyse - ls] ist erfüllt, wenn sie dem Lehrling die sichere Überzeugung von der Existenz

des Unbewussten bringt, ihm die sonst unglaublichen Selbstwahrnehmungen beim Auftauchen des Verdrängten vermittelt und ihm an einer ersten Probe die Technik zeigt, die sich in der analytischen Tätigkeit allein bewährt hat.» (Freud 1937, S. 388) Das Ende der Eigenanalyse sei dann gekommen, wenn die Analysandin bzw. der Lehrling von der Existenz des Unbewussten überzeugt ist, wenn befremdende Selbstwahrnehmungen und Verdrängtes mit der erlernten psychoanalytischen Technik erkannt und durchgearbeitet werden können. Wenn mit anderen Worten die Analysandin die psychoanalytische Arbeit verinnerlicht hat und diese weiterzuführen versteht. Nebenbei hat die Analysandin während des Prozesses der Eigenanalyse erfahren, dass das Unbewusste existiert. Es ist weder Annahme noch Glaube, es ist Erfahrung.

Was mir ins Auge sticht und mich zu Fragen treibt, ist dies: Die Eigenanalyse bringt dem Lehrling die Existenz des Unbewussten nahe. Da das Unbewusste jedoch dynamisch ist, sich der Chronologie entzieht und sich unberechenbar zeigt, wird auch die Analysandin über das Ende der Analyse hinweg stets Lehrling bleiben müssen. Wie also wird und bleibt man Lehrling des Unbewussten?

II. Über das Unbewusste nachdenken und reden wollen

Wie denken Sie sich das Unbewusste?

Visualisieren Sie sich das Unbewusste in der Metapher des Eisbergs? Der grössere Teil unter der Meeresoberfläche symbolisiert das Unbewusste? – Vor Weihnachten erhielt ich von einer Freundin eine Postkarte, die sie in Berlin entdeckt hatte. Auf der Karte ist Pippi Langstrumpf vor einem kleinen Dorf im Winter abgebildet; sie trägt ihre schwarzen Schuhe, einen grünen und einen orangen Strumpf und ein geringeltes langes Wollkleid, Handschuhe und einen blauen Schal (der wunderbar in den Himmel übergeht). Pippi Langstrumpf hebt leichthändig einen überdimensionierten Schneeball, um ein Vielfaches grösser als sie, ganz so, als würde sie diesen Schneeball gegen jene Polizisten werfen, die sie stets disziplinieren und normieren wollten. Eine andere Vorstellung des Unbewussten?

Und: Wie können wir über das Unbewusste reden, wenn all die uns zur Verfügung stehenden Wörter genauso vorläufig sind wie das Unbewusste unfassbar?²

Das Unbewusste verrückt die Menschen in ihrem eigenen Selbstverständnis: Es gibt etwas, das wuchtiger

als die Vernunft, intensiver als der Wille, unbeugsamer als die Disziplin und stärker als die Selbstwahrnehmung ist. Das Unbewusste prägt das eigene Erleben, die Erinnerungen, das Agieren und Reagieren; es durchzieht ebenso die Wahrnehmungen wie das Denken und Handeln.

Das, was bewusst ist, was man sich angeeignet hat, was man weiss, was sich in Worte fassen und erzählen lässt, was vertraut ist – das ist *nicht* das Unbewusste. Das Unbewusste ist das Noch-nicht-Erfasste oder -Verbalisierte. Es ist, aber es ist noch nicht in Form, noch nicht zur Sprache gebracht (worden).

Das Unbewusste wurde in just jener Zeit entdeckt, als man den Meeresgrund zu erforschen begann und die Fotografie technisch entwickeln konnte. Es ist keine zeitliche Zufälligkeit. Es galt, die Abgründe des Meeres und die Tiefen der Seelen auszuloten und das in der Fotografie erst noch Unsichtbare sichtbar zu machen, gleichzeitig aber auch das, was hinter der sichtbaren Oberfläche noch erhellt werden könnte, zu manifestieren und haltbar zu machen (vgl. Goldschmidt 1999, S. 16; von Braun 1989, S. 30f; von Braun 1994, S. 80f). Man war getrieben von der Vorstellung, «dahinter sehen zu wollen», mehr zu sehen, als sichtbar war und dem Blick preisgegeben wurde. «Wenn man Freud liest, könnte man meinen, das Unbewusste sei so beschaffen wie das Meer. Es scheint um eine Senkrechte organisiert zu sein, das Unbewusste, immer tiefer in den Seelenraum abzusinken, während ständig etwas aus der Tiefe aufsteigt, daher der Wiederholungszwang, daher die Wiederkehr des Verdrängten», notiert Goldschmidt (1994, S. 47).

Offensichtlich lockte damals wie heute eine unbändige Neugier und eine kräftige Einbildungskraft, das Unsichtbare sichtbar zu machen und mehr zu sehen,

- 2 «Es gibt kein Wort für den Vorgang, wenn ein Kind zum ersten Mal eine Geschichte in einer Sprache, die nicht seine erste ist, lesen und begreifen kann», schreibt der Autor Saša Stanišić (Stanišić, 2025, S. 95). Er betont: «Es gibt ein Wort im Deutschen, das heisst: Sprachlosigkeit. Das Wort beschreibt die Unfähigkeit zu kommunizieren. Diese ist meist von kurzer Dauer, das Entsetzen legt sich, die Fassung wird wieder erlangt. In den jugoslawischen Sprachen gibt es das Wort nicht, man behilft sich mit einer Phrase: *nemam rijeci* – «ich habe keine Worte». Ich glaube, das trifft die Situation vieler Geflüchteter besser, die in einer neuen Sprache und einem unbekannten Leben zurückzukommen versuchen. Die Sprachlosigkeit nicht als das kurzfristige Ringen um Worte, sondern als ein Zustand.» (Ebd. S. 97). – Das Reden und Worte-Suchen beschäftigt ihn und damit auch die Möglichkeit, sich auszudrücken und so sich zu verstehen. Vgl. Stanišić, Saša 2025: Mein Unglück beginnt damit, dass der Stromkreislauf als Rechteck abgebildet wird. Eine Ermutigung, München 2025.

als ins Auge fällt (vgl. Schmuckli 2006, S. 75ff).³ Der Meeresgrund, die Seele und die Fotografie wurden nicht nur entdeckt und anschliessend erkundet, sondern mit dem Erforschen auch entzaubert, in konkreten Bildern festgehalten, der Phantasien entzogen und der Wissenschaft zugeführt. Die Entzauberung schärft wiederum den Blick, das Sehen wird abermals hervorgestrichen (und damit gleichzeitig auch eingeübt) – und die anderen vier Sinne werden marginalisiert. Gleichzeitig offenbart jedes konkrete Bild einen Überschuss (an Seh-Möglichkeiten und Bedeutungen), so dass sich wiederum mehr zeigt als repräsentiert wird. Denn auch im Blick und im Sehen sind die Einbildungskraft und das Unbewusste am Werk.

Freud also nimmt das Unbewusste in den Blick. Er notiert: «Wie sollen wir zur Kenntnis des Unbewussten kommen? Wir kennen es natürlich nur als Bewusstes, nachdem es eine Umsetzung oder Übersetzung in Bewusstes erfahren hat. Die psychoanalytische Arbeit lässt uns alltäglich die Erfahrung machen, dass solche Übersetzung möglich ist. Es wird hierzu erfordert, dass der Analytierte gewisse Widerstände überwinde, die nämlich welche es seinerzeit durch Abweisung vom Bewussten zu einem Verdrängten gemacht haben.» (Freud 1915, S. 125) Das Unbewusste zu definieren ist lapidar und unmöglich: Es ist nicht das, was bewusst ist. Meine Umschreibungen des Unbewussten akzentuieren, dass es sich zeigt, aber unsichtbar bleibt; dass es sich (zeitlich) entwickelt hat, also (individuell) gewachsen ist, aber keiner klassisch vernünftigen (Entwicklungs- oder Vernunft-)Logik folgt und somit nicht zeitlich einfach rückwärts, die Zeichen der Zeit abtragend, erkundet werden kann; dass es dynamisch ist, sich der Logik und dem Willen entzieht und gleichzeitig dort auftaucht, wo man es grad nicht erwartet; dass es sinnhaft ist (wie es wirkt), sich der Zeit und der

3 Die Erforschung und Erkundung wollten sichtbar machen. Man musste also hinschauen und sehen, was sich zeigt. Die Anschauung wurde pointiert und das Objekt der Anschauung – ein Bild im weitesten Sinne – fand zunehmend Eingang ins philosophische Denken bzw. «zum inneren Kreis der Theorie, dem die Erkenntnisbegründung obliegt» (Boehm 2004, S. 38). Es tauchte die Behauptung auf, dass das 20. Jahrhundert philosophisch mit dem «linguistic turn» begonnen, aber mit dem «pictorial turn» geendet habe. Die Aufmerksamkeit war auf das Bild im weitesten Sinne gelenkt und in dem Moment erscheint Freuds Traumdeutung (Freud 1900). Freuds Traumdeutung bietet einerseits Antworten auf die Frage der Darstellbarkeit und folglich der Übersetzung in eine Sichtbarkeit (vgl. Schmuckli 2006 und 2009). Andererseits betont Freud gerade die Notwendigkeit der Deutung der (Traum-)Bilder und bietet damit einen Hinweis auf den kaum zu bändigenden Überschuss im (Traum-)Bild selbst.

Chronologie entzieht. Und dass es gleichzeitig amoralisch funktioniert. Dass es vielfältige Funktionen aufweist, gute Gründe (in den Abwehrmechanismen) für dieses spezifische Funktionieren aufweist und dass es zu-gleich stört; dass es sich ergründen lässt und zugleich unergründlich bleibt; dass es widersprüchlich ist und den eigenen Erwartungen und Vorstellungen nicht entspricht.

In ihrem Opus Magnum schildert Christina von Braun Freuds Verständnis des Unbewussten: «Freud attestiert dem Unbewussten Widerstandskraft gegen die Herrschaft des rationalen Denkens, der Erbschaft des griechischen Logos: Weder stosse sich das Unbewusste am Widerspruch noch habe es ein Gespür für die Notwendigkeit der Chronologie.»⁴

Unbestritten ist, dass das Unbewusste jenes unhintergehbare Momentum eines jeden Subjekts ist. Es ist grundlegend für jegliche Individualität. Mit anderen Worten: Ich bin, was mein Unbewusstes aus mir «macht» und was ich aus meinem Unbewussten ziehe; ich bin mir selbst immer wieder auch fremd. Das Unbewusste bedingt mein Lebendig-Sein. In seiner 31. Vorlesung schildert Freud den Ausgangspunkt der Psychoanalyse folgendermassen. Die Psychoanalyse «beginne ihre Arbeit am Symptom, am Ichfremdesten, das sich in der Seele vorfindet. Das Symptom stammt vom Verdrängten ab, ist gleichsam der Vertreter desselben vor dem Ich, das Verdrängte ist aber für das Ich Ausland, inneres Ausland, so wie die Realität – gestatten Sie den ungewohnten Ausdruck – äusseres Ausland ist.» (Freud 1933, S. 496) Gemäss Freud erkundet die Analysandin

4 Von Braun, Christina/Held, Thilo: Kampf ums Unbewusste. Eine Gesellschaft auf der Couch, Berlin 2025, S. 72. – Sie verweist auch auf den Zusammenhang zwischen Oralität und Schriftlichkeit und folgert: «Freud verwendete oft Bilder aus der Schriftgeschichte, um die Funktionsweise des Unbewussten zu beschreiben. Er sprach von Rebus, von Hieroglyphen und bezeichnete Träume als «heilige Texte». Die Psychoanalyse umschrieb er als «exegetische Methode», die die Zeichen der Schrift immer wieder «produktiv zu rezipieren» fordere – so wie es die mündliche Auslegung mit der Heiligen Schrift getan hatte. Das Unbewusste bedarf des Dialogs mit dem Anderen, um zur Sprache zu kommen; die Psychoanalyse geht davon aus, dass das Unbewusste ohne diesen Austausch unzugänglich bleibt.» (Ebd.) Sie betont den Prozess folgendermassen: «Mit der Psychoanalyse wurde aus der flexiblen Exegese Selbstreflexion.» (Ebd. S. 74). Pointiert folgert sie: «Freuds Theorie des Unbewussten bleibt ein produktives Hybrid: Sie bewegt sich nicht nur zwischen den Wissenschaften, sondern auch zwischen Therapie und Theorie, zwischen Kultur und Natur, zwischen Geschichte und Gegenwart.» (Ebd. S. 103).

gemeinsam mit der Analytikerin in der Psychoanalyse das innere Ausland des Ichs, das Unbewusste. Diese Expedition in das Innere Ausland ist ebenso unvorhersehbar wie jegliche Expedition. Freud beendet seine 31. Vorlesung und entlässt seine Studentinnen mit folgenden Worten aus dem fiktiven Hörsaal: «Der Eigenart des Psychischen können wir nicht durch lineare Konstruktionen gerecht werden wie in der Zeichnung oder in der primitiven Malerei, eher durch verschwimmende Farbfelder wie bei der modernen Malerei. Nachdem wir gesondert haben, müssen wir das Gesonderte wieder zusammenfliessen lassen (...) Ob man auf diesem Weg der letzten Weisheiten habhaft werden wird, von denen man alles Heil erwartet, darf man getrost bezweifeln.» (Freud 1933, S. 516)

Vom Druck befreit, endgültige Weisheiten liefern oder gar Heilung anbieten zu müssen, drängt sich erneut die Frage auf: Wie startet man eine Expedition in das eigene Innere Ausland? Wie kommt man zu Kenntnissen des Unbewussten? Wie kann man sondieren, analysieren und schliesslich wieder systematisch und mit Erkenntnissen zusammenfliessen lassen?

Aber will dieses Ich das eigene Innere Ausland, das Unbewusste überhaupt erkunden, sich aneignen (wo überhaupt möglich) und es annehmen? Das Unbewusste bewusst zu machen, ist Arbeit, ist vielfältige Konfrontation mit dem inneren Ausland, der eigenen Vergangenheit und der Realität, ist eine Auseinandersetzung mit Hilfe der Psychoanalytikerin hin zu einer «Wahrheit auch gegen sich selbst» (Freud 1916/17, S. 451) und ist auch Widerstand gegen diese Wahrheit.

Wie also wird man Lehrling dieses so beschriebenen Unbewussten?

III. Der psychoanalytische Dialog

In seiner Schrift *Die endliche und die unendliche Analyse* (Freud 1937) umreisst Freud als Zielsetzung einer psychoanalytischen Behandlung vorwiegend eine Ich-Veränderung (und nicht mehr die Behandlung der Symptomatik). Selbstredend stellen sich dieser Ich-Veränderung diverse Hindernisse entgegen, nämlich erstens der Konflikt zwischen «Stärke des Triebes und Stärke des Ichs» (Freud 1937, S. 366). Bei diesem Konflikt geht es nicht darum, die Triebstärke zu schwächen oder gar den Trieb auszuschalten, sondern vielmehr darum, diesen in das Ich zu integrieren, so dass der Weg seiner Befriedigung vom Ich gesteuert werden könnte. «Die Umwandlung gelingt, aber oft nur partiell; Anteile

der alten Mechanismen bleiben von der analytischen Arbeit unberührt», schreibt Freud nüchtern (Freud 1937, S. 370). Die Abwehrmechanismen lassen sich folglich nie vollständig auflösen; sie bleiben an der Oberfläche als Schutz des Ichs bestehen, wenn auch dynamisch. Aus derselben Konfliktquelle entsteht auch ein Konflikt zwischen einer errungenen Ichstärke und eines Angriffs auf diese Ichstärke durch unerwartete, neuerliche Lebensereignisse (Tod eines geliebten Menschen, Krankheit, Mutterschaft etc.) Ein weiteres Hindernis einer kontinuierlichen Ich-Veränderung sind biologische Triebsschübe wie Pubertät und Wechseljahre. Ein drittes von Freud erwähntes Hindernis ist eine akute Retraumatisierung.

Freud umreisst die psychoanalytische Arbeit als Pendelbewegung zwischen «einem Stückchen Esanalyse zu einem Stückchen Ichanalyse. Im einen Fall wollen wir etwas vom Es bewusstmachen, im anderen etwas am Ich korrigieren. Die entscheidende Tatsache ist nämlich, dass die Abwehrmechanismen gegen einstige Gefahren in der Kur als *Widerstände* gegen die Heilung wiederkehren. Es läuft darauf hinaus, dass die Heilung selbst vom Ich wie eine neue Gefahr behandelt wird.» (ebd. S. 378, Hervorhebung i. O.) Das Ich reagiert nicht nur erfreut auf seine eigenen Veränderungen, und Heilung selbst wird zur zweischneidigen Bedrohung dort, wo sie das dem Ich Vertraute angreift, quasi die Schutzmechanismen der Abwehr untergräbt.

Die psychoanalytische Arbeit bleibt unvollendet.⁵ Denn die Analysandin wird nicht alle ihre psychischen Konflikte in die Übertragung einbringen können; gleichzeitig kann die Analytikerin nicht alle Triebkonflikte ihrer Analysandin evozieren und bearbeiten. Mögliche Konflikte zwischen dem Ich und seinen Trieben und/oder zwischen Trieb- und Ich-Stärken können nicht aktiv hervorgerufen werden, um das Bewusstwerden zu beschleunigen und die Ich-Veränderung anzutreiben. Freud streicht hervor, dass «die Analyse «in der Versagung» durchgeführt werden soll» (ebd. S. 371). Nicht die Analytikerin provoziert aktiv den Konflikt, sondern ein möglicher Konflikt zeigt sich. Das heisst aber, dass die psychoanalytische Arbeit eine langsame und langwierige ist, von inneren Hindernissen bzw. psychischen Konflikten durchkreuzt wird und eben nicht linear erfolgt. Die assoziativen Gespräche, das Mäandern

5 Freud unterscheidet zwischen einer «unvollendeten» und «unvollständigen» Analyse. Unvollständig bleibt die Analyse dann, wenn die Arbeit durch äussere Schwierigkeiten behindert, die Ziele nicht erreicht worden sind und sie vorzeitig beendet oder abgebrochen werden musste. Unvollendet bleibt jede Psychoanalyse. Vgl. Freud, 1937, S. 360.

widerspricht nicht nur der Ungeduld der Analysandin, sondern auch dem Zeitmass der Gesellschaft (und der Gesundheitspolitik). Und dem Wunsch, etwas zu erhellen und aufzudecken, etwas verständlich werden zu lassen, widerspricht der Wunsch, es zu verbergen und im Unsichtbaren ruhen zu lassen.

Freud bilanziert einerseits die zwingende Unvollendetheit der psychoanalytischen Behandlung. Gerade weil die errungene Ich-Veränderung und die gewachsene Ich-Stärke stets angreifbar bleiben - sei es seitens Realität im Sinne von Lebensereignissen, sei es seitens inneren Auslandes und möglicher Triebkonflikte -, bleibt die befristete psychoanalytische Arbeit unvollendet. Andererseits verwirft er psychische Normalität als Ziel und/oder als Ideal einer Behandlung. «Als ob man durch Analyse ein Niveau von absoluter psychischer Normalität erreichen könnte, dem man auch die Fähigkeit zutrauen dürfte, sich stabil zu erhalten, etwa wenn es gelungen wäre, alle vorgefallenen Verdrängungen aufzulösen und alle Lücken der Erinnerungen auszufüllen», schreibt Freud fast gereizt (Freud 1937, S. 360 - 361). Zwar geht man als Analytikerin mit dem Ich der Analysandin ein Arbeitsbündnis ein und auch die Analysandin vertraut auf eine Zusammenarbeit. Beide beziehen sich auf eine implizite, gängige Vorstellung von Normalität. «Aber ein solches Normal-Ich ist, wie Normalität überhaupt, eine Idealfiktion. Das abnorme, für unsere Absichten unbrauchbare Ich ist leider keine. Jeder Normale ist eben nur durchschnittlich normal, sein Ich nähert sich dem des Psychotikers in dem oder jenem Stück, in grösserem oder geringerem Ausmass.» (ebd. S. 375) Freud ahnt wohl, dass bereits in der sogenannten (und dominanten) Normalität etwas Pathologisches immanent wirksam ist. Er löst sich damit von einer konventionellen Vorstellung von Normalität und von einer «psychosozialen Wiederherstellung» der Analysandin für eben diese Normalität. (Pointiert: Wir sind keine Reparaturwerkstatt für eine arbeitsverrückte Gesellschaft.) Er streicht vielmehr die fließenden Grenzen zwischen normal-pathologisch hervor, und verlangt gerade in der Würdigung des Unbewussten (und der Abwehrmechanismen) einen geschärften Blick für die selbstverständlichen Hindernisse der Behandlung. Es gibt keine Abkürzungen in der psychoanalytischen Behandlung - nur unvorhersehbare Umwege und Vertiefungen.⁶

Freud wendet sich hier in meinen Augen sowohl von den offensichtlichen (und wohl auch von der Gesellschaft geforderten) Zielen einer Behandlung (Symptomfreiheit, vollständige Auflösung aller Verdrängungen, Normalität) als auch von einer oberflächlichen widerspruchs-

freien Heilung ab und führt (mich als Leserin) hin zum unendlichen Prozess des Bewusst-Werdens *und* des Verdrängens. Das heisst: Das Unbewusste ist und bleibt unerschöpflich, wirksam auch nach dem Ende einer eigenen Psychoanalyse. Das bedeutet aber auch, dass die Ich-Veränderung unabgeschlossen ist.

Mit anderen Worten: Erstens: Das Unbewusste existiert. Ein Ende der Eigenanalyse ist wohl dann möglich, wenn die Existenz des Unbewussten nicht ständig, sondern nur noch partiell verneint werden muss. Zweitens: Die Psychoanalyse erlaubt es dem Subjekt, aus seinem Verdrängten, aus seinen Trümmern der Vergangenheit, seinen Wunden und Wünschen eine einigermaßen kohärente Ich-Erzählung zu gestalten.⁷

Ich kehre nochmals zum psychoanalytischen Dialog und seinen Eigenarten zurück:

«Ich weiss», unterbricht mich die Analysandin ungeduldig in einer Sitzung. Sie sagt es schnell und scharf und hört mir nicht mehr länger zu. Ihr Ich-weiss heisst in diesem Moment auch, dass sie von mir nichts mehr hören will. Sie stoppt mich und schafft so einen (psychisch gefüllten) Raum. Die Schärfe ihrer Aussage, die Atmosphäre, die sich daraufhin einstellt, lassen mich zweierlei vermuten: Die Analysandin wähnt sich wohl in einem Konflikt, tatsächlich etwas zu wissen und sich zugleich auch etwas sagen lassen zu müssen. Um Lehrling werden zu können, muss sich die Analysandin etwas sagen lassen - dies evoziert jedoch wieder heftige

6 Harald Leupold-Löwenthal betont, dass dieser Essay von Freud *Die endliche und die unendliche Analyse* nicht nur als technische Schrift gelesen werden soll, sondern umfassend «vor einem bestimmten Hintergrund politisch-zeitgeschichtlicher, wissenschaftsgeschichtlicher und persönlich-biographischer Gegebenheit zu sehen» sei (Leupold-Löwenthal, 1996, S. 84). Der Autor streicht hervor: «Freud ist es offenbar darum gegangen, einem möglichen Dogmatismus in Sachen Beendigung der Analyse vorzubeugen und - wie sich zeigt - mit einem gewissen Erfolg zu verhindern, dass eben gewonnene theoretische Einsichten vorzeitig zu festen, technischen Vorschriften und Regeln gerannen. Er hat auch versucht der Triebtheorie ihren alten zentralen Platz in der psychoanalytischen Arbeit zu bewahren und noch einmal massiv die Todestriebtheorie zur Diskussion gestellt.» (ebd. S. 91) Der Aufsatz sei eine Mahnung Freuds, «nicht die Abkürzung, sondern die Vertiefung der Analyse zum Ziel zu setzen» (ebd. S. 92), wie der Autor Freud aus einem Brief an Sándor Ferenczi zitiert. Freud selbst notiert: «Ein Gegensatz einer optimistischen zu einer pessimistischen Lebenstheorie kommt nicht in Frage; nur das Zusammen- und Gegeneinanderwirken beider Urtriebe Eros und Todestrieb erklärt die Buntheit der Lebenserscheinungen, niemals einer von ihnen allein.» (Freud 1937, S. 382 - 383)

7 Vgl. Hustved, Siri 2014: *Drei emotionale Geschichten*, in: Dies., *Leben, Denken, Schauen. Essays*, Hamburg, S. 232 - 260.

Affekte wie beispielsweise Hass, Wut, Trauer, Verzweiflung, Ungeduld. Ein Hass auf sich, es trotz Anstrengungen noch immer nicht ganz zu wissen. Das, was sie zu hören bekommt, ist ihr (noch) fremd, tangiert das innere Ausland und entzieht sich ihr zugleich auch wieder. Vielleicht auch Wut und Trauer angesichts der verlorenen Phantasie, es doch irgendeinmal vollständig zu wissen. Die Analysandin will endlich einmal mehr wissen als die Analytikerin oder will zumindest bei ihr das finden, was sie selbst in der Analyse bei der Analytikerin sucht (und ihr unterstellt). Die Affekte bezeugen, dass es der Analysandin nicht gleichgültig sein kann. Ihr Ich-weiss überspringt spontan eine Lücke, eine Spur. Sie weiss etwas, sie wehrt zugleich ab, sie will es nicht hören, sie will es dennoch ganz für sich haben. «Wenn Hass bedeutet, nicht gleichgültig sein zu können, beschäftigt sein zu müssen mit der reizpendenden Aussenwelt, die nicht Ruhe gibt, uns nicht in Ruhe zu lassen, dann können wir uns bestenfalls ins Unvermeidliche schicken und uns mit dem, was uns eh nicht in Ruhe lässt, beschäftigen. (...) Das Fremde *als Fremdes* anzunehmen, es nicht in Ignoranz zu verleugnen, es nicht weg zu halluzinieren oder in Liebe anzueignen, ist nie neutral, es ist nicht ohne Hass zu haben.» (Kläui 2017, S. 149, Hervorhebung i. O.) Diesen Hass verstehe ich als spontaner Ausdruck einer tiefen Verunsicherung, als Widerstand gegen das hörbare Angebot der Analytikerin, als Ausdruck der Hilflosigkeit im Durcharbeiten einer Deutung und als Verweigerung einer gemeinsamen Sprache. Der Hass demonstriert die (schamhafte) Schwierigkeit, wenn ein konstitutives Nachahmen – diese spezifische Form von Lernen – nicht möglich ist. Wenn etwas in sich selbst entwickelt werden muss, ohne dass man sich im Aussen orientieren und folglich etwas nachahmen und über diese Nachahmung aneignen könnte. Wenn das innere Verhältnis zum eigenen Unbewussten erarbeitet werden muss, ohne dass die Analysandin weiss, wie sie diese Arbeit in die Hände nehmen könnte. Ist das Nachahmen keine Lernmöglichkeit, muss sich die Analysandin eingestehen, dass sie es *noch* nicht auf diese psychische Weise versteht. Noch kann sie das Unbewusste nicht in Bewusstsein übersetzen. Sie scheitert – das hat sie eben erfahren, das weiss sie nun. Gleichzeitig erfährt sie die grundlegende Asymmetrie zwischen sich und der Analytikerin.

Der Aussage: «ich weiss» – steht die ebenso häufig geäusserte Redewendung entgegen: «ha kei Ahnig».⁸ Dieser Satz folgt meist als eine Art Anhängsel, eine Andeutung einer ersten zarten Einsicht, schnell hingeworfen: «ha kei Ahnig». Eine interessante Lücke!

Die Analysandin ist für einen Augenblick unwissend und begehrt, mehr bzw. anderes über sich zu erfahren. Die Analytikerin ist teilweise wissend und begehrt, zu vermitteln. Wie aber lässt es sich vermitteln und aneignen? In einer solchen Konstellation greift Jacques Rancière (angeregt durch den von ihm erforschten Philosophen Joseph Jacotot, der sich 1818 in Löwen als französisch sprechender mit den flämisch sprechenden Studierenden konfrontiert sah) exemplarisch auf die Muttersprache zurück: Aufgehoben in der Beziehung zur Mutter eignet sich das Kind Wörter an, indem es Wörter ausspricht, ausprobiert, anwendet und wiederholt, indem es fragend Wörter anwendet, von der Mutter bestärkt, korrigiert oder mit neuen Wörtern angeregt wird, indem das Kind das Rätselhafte aushalten und sich zugleich herantasten muss an mögliche Klärungen. Das Verstehen ist nachträglich, das Hineinwachsen in die Muttersprache ist vorgängig. «Die Wörter, die das Kind am frühesten lernt, in deren Sinn es am frühesten eindringt, die es sich am frühesten für seinen eigenen Gebrauch aneignet, sind diejenigen, die es ohne erklärenden Lehrmeister, noch vor jedem Lehrmeister lernt. (...) Was die Menschenkinder am frühesten lernen, das, was ihnen kein Lehrmeister erklären kann, [ist] nämlich die Muttersprache. Man spricht mit ihnen und spricht in ihrer Gegenwart.» (Rancière 2009, S. 15) Die Mutter ermuntert und ermutigt ihr Kind, zu reden, die Muttersprache zu gebrauchen und anzuwenden; sie wiederum hört im besten Falle dem Kind zugewandt zu. Eine Mutter, die gut genug mütterlich sein kann, ermöglicht dem Kind Zeit und Raum (in Beziehung), sich zu äussern, sich in der Sprache und in der Beziehung zu ihr heimisch zu «machen», und herauszufinden, was es sagen will und wie es dies sagen kann. Sie hält sich mit ihren Ansprüchen zurück im Vertrauen auf den Wunsch des Kindes, sich zu verständigen, und im Vertrauen auf seine Neugier und ihre eigene Fähigkeit, die Beziehung auch in Momenten impulsiver kindlicher Angriffe beständig, verbindlich zu halten. Diese Mutter vermittelt dem Kind Sprache als Möglichkeit, sich selbst ausdrücken zu können und von sich aus zu gehen, so dass es zu einer Übereinstimmung zwischen inneren Wahrnehmungen

8 Ein Analysand schildert ganz konzentriert, wie er sich selbst die Musik angeeignet hätte. «Ich habe es mir erarbeitet, ha kei Ahnig...» Und lässt den Satz im Zwischen-Spielraum hängen. Angesprochen auf seine Ahnungslosigkeit, wehrt er eloquent und verlegen ab. Er erinnert sich dann an den Rap von Steffe la Cheffe: Ha ke Ahnig. Vgl. Steffe la Cheffe: Voegu zum Geburtstag, Song 4, 2013/Bakara Music.

bzw. Selbstwahrnehmung und Sprache kommen kann.⁹ Ähnlich fordert die Analytikerin die Analysandin auf, ihre Einfälle möglichst unzensuriert auszusprechen, so dass die Analytikerin wiederum mit gleichschwebender Aufmerksamkeit zuhören kann. «Nicht um die Anerkennung dieser Ansprüche geht es, sondern um das Hören der unbewussten Fragen. (...) *Die Haltung der Abstinenz setzt also anstelle des Begehrens nach Anerkennung die Anerkennung des Begehrens.*» (Kläui 2008, S. 47, Hervorhebung i. O.)

Der Wunsch, sich selbst sprachlich auszudrücken, steht im Widerstreit mit dem Wunsch, sich etwas sagen zu lassen. Die Analysandin sieht sich gezwungen, sich etwas sagen lassen zu müssen, will sie sich selbst anders verstehen und entziffern können. Sie muss zuhören. «Dass er [der Analysand - ls] von mir hört, was ich von ihm gehört habe, gibt ihm den Raum, nach dem zu fragen, was in ihm und ihm doch unbekannt ist.» (Kläui 2008, S. 74) Die Analytikerin hört in dem, was die Analysandin sagt, anderes als die Analysandin sagen will und erzählt der Analysandin, was sie von ihr gehört und vernommen hat. «Was er [der Analysand - ls] finden wird, ist nur, was er selbst sagt. Aber er kann das nur finden in der Schlaufe über mein Hören.» (ebd. S. 75) Die Analysandin sucht, ohne zu wissen, was sie sucht. Sie wähnt es (das Wissen, das Begehrte, das Verlorene, das einzig entscheidende Wort etc.) bei der Analytikerin. Indem die Analytikerin der Analysandin vermittelt, was sie auch noch bzw. neben dem willentlich Gesagten der Analysandin gehört hat, vermittelt ihr die Analytikerin das Verdrängte, ein Aspekt des Inneren Auslandes - und eine Spur zum Unbewussten.

Zuhören folgt einer anderen Zeitlogik. Bin ich als Analytikerin ungeduldig, werde ich nicht gut genug zuhören können. Ich muss tatsächlich hinhören, mich

zuwenden, mich dem Zeitgefühl des Gegenübers ausliefern. Im Hören erlebe ich mich selbst als verlangsamt, aus der Zeit gefallen. Zuhören bedingt des Weiteren einen Aufschub des eigenen Verstehens (oder gar des eigenen Vor-Urteilens). «Noch habe ich es nicht verstanden» wird mir zu einer Haltung in den psychoanalytischen Gesprächen; das Warten - oder eben: die Abstinenz - wird zur eigentlichen Hebammenkunst (vgl. Schmuckli 2023, S. 155f).

Es ist - so stelle ich es mir oft vor - ein gewisses Spiel zwischen Analysandin und Analytikerin, ein Spiel um Worte, Bedeutungen, Zeichen, auch ein Spiel um Verwerfungen, Distanzierungen, Verneinungen, Wiederholungen. Wie es Freuds Enkel Ernst exemplarisch mit seinem Fort-Da-Spiel initiiert und Freud zum Nachdenken gebracht hatte. Ernst wirft die an einem Faden befestigte Holzspule von sich weg, begleitet von einem langgezogenen Laut «ooooo», um sie wieder zu sich hinzuziehen und freudig «da» zu sagen.¹⁰ Ernst ist noch zu klein, «um seine Holzspule und Schnur in eine echte imaginäre Simulation zu verwandeln (...). Der Junge kann nicht sagen: «Tun wir mal so, als ob die Holzspule Mami ist und ich die Kontrolle besitze». Aber das Fort-da-Spiel besitzt eine starke emotionale Bedeutung, wie es Freud feststellte (...). Was dem Jungen Freude bereitet, ist eine Illusion von Beherrschung, die er im Spiel durch die musikalische Wiederholung der Wörter gewinnt, begleitet vom körperlichen Rhythmus des sich wiederholenden Wegwerfens und Einholens. Die zwei Ebenen von sensorischer Handlung und Sprache sind nicht getrennt, sondern eingebunden», analysiert die Autorin Siri Hustved.¹¹ Und sie fährt fort: «Das Fort-Da-Spiel ist ein gutes Beispiel für das Soziale und Dialogische, das auch einsamen Spielen innewohnt, eine Veranschaulichung des Zwei-in-Einem. Mit achtzehn Monaten befindet sich der Junge gerade in dem Stadium, in dem er sein Spiegelbild erkennt. Der Tummelplatz der Wiederholung des Kindes ist tatsächlich ein Übertragungsraum zwischen seinem Verlangen und der realen Aussenwelt der Anderen. Das illusionäre Spiel ist vorübergehend, weil es aus seinem Leben verschwindet, bei den nächsten Bemächtigungsversuchen von neuen Spielen und Phantasien abgelöst wird.»¹²

Zurück zur gegenwärtigen Analysandin. Die Analysandin, die zuhören muss, sucht im Gespräch einen Zugang

9 Die italienische Philosophin Luisa Muraro, die zur symbolischen Ordnung der Mutter und damit auch zur Muttersprache geforscht hat, schreibt: «Es stimmt, dass die Sprache dazu tendiert, die Gedanken in Reih und Glied zu bringen, aber davon lebt sie nicht, sie besteht nicht im Wesentlichen daraus. Sie soll übereinstimmen mit dem, was wir sagen wollen, und es kommunizierbar machen - das ist ihr Gesetz. Sie potenziert sich mit der Kenntnis der Regeln, fürchtet aber deren Übertretung nicht, weil sie sie geschickt einzusetzen weiss. Genau dies tut die Poesie (...). Die höchste Form des Lehrens besteht für mich darin, eine tiefe Übereinstimmung mit der Sprache zu vermitteln und nicht einfach Regeln weiterzugeben.» (Muraro 2015, S. 117) Es ist ein Sprechen, betont Muraro, das nicht die (äussere) Welt neu kreieren will, sondern «die Worte werden vielmehr benutzt, um die eigene Erfahrung, welche Dreh- und Angelpunkt des Austauschs bleibt, zum Ausdruck zu bringen.» (ebd. S. 17)

10 Vgl. Freud, Sigmund 1920: Jenseits des Lustprinzips, Studienausgabe Band III, S. 224-225.

11 Hustved, Siri: Leben. Denken. Schauen. Essays, Hamburg 2014, S. 279-280.

12 Ebd. S. 282.

zu ihrem Unbewussten und wähnt diesen bei der Analytikerin. Die konstitutive Asymmetrie blitzt wieder auf. Wie kann sich die Analysandin etwas sagen lassen, ohne sich sofort zu unterziehen oder sich anzupassen? Wie kann die Analysandin in die konfliktreiche und daher oft auch gefährlich anmutende Auseinandersetzung, also ins Analyse-Machen kommen? Und wie kann die Analytikerin das Gehörte so vermitteln, dass der latente Wunsch, mehr über sich zu erfahren, bei der Analysandin geweckt ist?

In dieser Asymmetrie kann die Analysandin nur von sich aus gehen, um weder in der Anpassung noch in der Unterwerfung stecken zu bleiben. Von sich auszugehen, heisst, die unmittelbaren Affekte und eigenen Erfahrungen zur Grundlage zu machen, klare und diffuse Wahrnehmungen und den eigenen Körper (mit seinen Symptomen) in das psychoanalytische Gespräch einzubringen. Es verlangt eine Wahrhaftigkeit, die einem allfälligen Wunsch nach geschmeidiger Repräsentation widerspricht, und eine Wachheit gegenüber konventionellen Denkvorgaben, die das Subjektive und dessen sinnlichen Erfahrungen zu überlagern drohen.¹³ Von sich ausgehen, heisst, verortet im Körper wach den Assoziationen und Einfällen zu folgen, dem Erzählen hörend selbst nachzugehen, und zugleich zu ahnen, dass die vorgestellte Wahrhaftigkeit vom Unbewussten verzerrt und bearbeitet wird. Es ist auch am Werk.

Es eröffnet einen Möglichkeits-Raum, in dem nicht mehr nur die Muttersprache der Analytikerin nachgesprochen oder das unbewusste Spiel der Analysandin wirksam wird, sondern in dem gemeinsam eine dritte Sprache aufgesucht wird. Vielleicht mal stammelnd, vielleicht mal verkürzt, aber im Dialog bleibend. Ich stelle es mir vor als jener Moment, in dem die Boye, an der sich die Analysandin krampfhaft festhalten musste, losgelassen werden kann und ein Schwimmzug hin zur nächsten Boye möglich wird.

13 «Das Von-sich-selbst-Ausgehen ist tatsächlich ein Denken, das nicht an die Logik der Identität gebunden ist und das daher dazu fähig ist, sich in der Zufälligkeit vorwärtszubewegen, zwischen dem Sein, das das ist, was es ist, und dem Sein, das niemals genau das ist, was es ist», schreibt Luisa Muraro (1999, S. 29). Von-sich-selbst-Ausgehen meint gerade nicht, bei sich stehen zu bleiben oder in sich selbst zu verharren, sondern es ist ein Standpunkt, ein bewusster Ausgangspunkt, um sich der Realität hinzuwenden. Es braucht diesen in sich sicheren Ausgangspunkt, gerade weil man mit der Realität rechnet. Muraro betont zugleich, dass von sich selbst auszugehen Trennung impliziert: «Diese Bedeutung besagt, dass man, um einen Anfang machen zu können, eine Trennung akzeptieren muss, oder dass man, nachdem man den Anfang gefunden hat, sich wieder von ihm lösen muss.» (ebd. S. 28)

IV. Spaltung – und Selbstbefragung

Die eine deutlichere Spaltung schildere ich in diesen beiden illusionären Aussagen oder eher: Selbstbeschreibungen, nämlich: «Ich weiss» und «ha kei Ahnig».¹⁴

Voraussetzung, Lehrling des Unbewussten zu werden, ist die Anerkennung der Spaltung, die jedes Subjekt erfasst und durchkreuzt. Dieser Spaltung *bewusst-unbewusst* ist das Subjekt tatsächlich unterworfen.¹⁵ Erst jetzt entstehen Fragen, kann der Lehrling mit der Selbstbefragung beginnen. Die Setzung des Unbewussten, dessen mögliche Anerkennung und Lehrling des Unbewussten zu werden funktionieren zirkulär und widersprüchlich.

«Wir müssen herausfinden, ob unsere Patienten in die Haltung des Fragens finden können, die ein analytisches Arbeiten überhaupt erst ermöglicht. Und wir müssen unsere Patienten dazu bringen, dass sie sich davon, dass sie sich mit ihren Fragen, mit ihren Suchen, mit ihrem Sprechen an uns richten, etwas versprechen. Und zwar etwas, das mit ihnen als Subjekt zu tun hat.» (Kläui 2008, S. 45) Es sind ihre Fragen, es ist ihre Suche – und es ist zugleich eine gemeinsame Arbeit. Es wird ein sprachliches Beziehungsgeschehen im Fragemodus, unterwandert von einer Kommunikation von einem Unbewussten zum anderen. Denn nicht nur die Analysandin, auch die Analytikerin ist jederzeit ihrem Unbewussten unterworfen. Auch sie ist Lehrling – und bleibt es.

Eine ausschlaggebende Folge der Spaltung *bewusst-unbewusst* ist überhaupt die Möglichkeit der Selbstreflexion. «Selbstreflexion meint eine doppelte menschliche

14 «Der Horizont der ›Humanities‹ ist die Erfahrung des Nicht-Verstehens. Die Lücke, die sich zwischen dem eigenen Standort und dem nicht verstandenen Gegenstand auftut: die gilt es, auszubuchstabieren. Die gesellschaftliche Gefahr von KI hat mit dieser Lücke zu tun: Dass wir nämlich unser Nichtverstehen einfach maschinell überschreiben lassen, weil die Maschine es ja wohl besser wissen wird, denn immerhin hat sie auf alles eine Antwort», sagt Philipp Theisohn im Interview mit dem TA vom 28.10.2025.

«Ausbuchstabieren»: Theisohn verweist auf eine Versprachlichung, es geht auch hier um eine Form, in Sprache zu fassen, eigene Worte zu finden, es zu sagen.

15 Die zweite grundlegende Spaltung, die durch das Subjekt hindurchgeht, ist Geschlecht. «In Bezug auf den sexuellen Körper liesse sich eher kurz und bündig sagen: Die Frage ›Wie viele Geschlechter gibt es?‹ oder ›Wie unterscheiden sie sich?‹ ist falsch gestellt – es gibt immer nur ›Geschlecht‹. Das allerdings ist nicht ›ganz‹ zu haben, es ist immer durchkreuzt, beschränkt durch das, was wir nicht sind oder haben – das ist geradezu sein fundamentales Charakteristikum.» (Rendtorff 2020, S. 55, Hervorhebung i.O.)

Befähigung: zu sehen und sich selbst dabei zuzusehen.» (Boehm 1994, S. 19 – 20) Was aber, wenn das Objekt gerade nicht ins Auge fallen kann, weil es unsichtbar und nicht im Aussen zu suchen ist, und folglich ausschliesslich innerlich erfüllt, sinnlich-affektiv wahrgenommen, sprachlich repräsentiert und sich selbst vermittelt werden muss? Bereits dies ist ein dynamischer Prozess: erfüllen – affektiv wahr- und ernstnehmen – versprachlichen – es sich vermitteln...

In der Analyse vermittelt die Analytikerin über ihre spezifische Weise des Hörens der Analysandin das Unbewusste. Diese Übersetzungs- und Vermittlungsarbeit wiederum muss die Analysandin allmählich übernehmen, um Lehrling des Unbewussten werden zu können. Die Analysandin vermittelt sich selbst, was sie in sich – ob fremd oder verständlich – wahrnimmt und hört, was sich gegen diese Arbeit des Bewusstwerdens stellt, wie sich die Wiederholungen einschleichen und wie die Affekte (möglicherweise heftig) aufbegehren im Wunsch, sich Gehör zu verschaffen. Sie vermittelt sich selbst das Unbewusste, das nicht zuletzt auch ein feiner Angriff auf die vermeintlich starke Vernunft ist, und setzt sich in ein Verhältnis zu beidem. Sie vermittelt also den inneren Konflikt zwischen Unbewusstem und Vernunft, zwischen Affekten und Denken, zwischen Widersprüchen, Ambivalenzen und fragiler (eingeübter Denk-)Logik – um sich so in eine Beziehung zur Aussenwelt zu stellen.

Oft gedankenlos oder aber im Brustton der Überzeugung sagen Analysandinnen: «Es ist mir bewusst.» Es ist ein Bewusstsein von etwas ausserhalb ihnen selbst. Sie nehmen es zwar wahr, aber noch hat es keinen Bezug zu ihnen selbst. Eine Rückkoppelung bzw. Rückversicherung zu sich selbst muss erst noch geleistet werden.

Es ist ein Sprechen, das noch nicht bei den eigenen Erfahrungen angelangt ist, das noch nicht von sich selbst, den eigenen Wahrnehmungen, Phantasien und Wünschen ausgeht. «Es ist mir bewusst» heisst auch: Das Subjekt ist sich selbst noch fremd, ist sich ein «Mir», noch kein Ich. Es heisst des Weiteren, dass die eigenen Erfahrungen mit dem Unbewussten noch nicht in eigenen Worten sagbar sind. Denn: Ausgangspunkt sind die eigenen körpernahen, affektiv fundierten Erfahrungen, in denen sich das Unbewusste stets zeigt. «Die Erfahrung ist etwas Unverhandelbares, allerdings ist es kein konfliktfreies, geschweige denn definitives Unterfangen, sie in Worte zu fassen. Wenn wir den Bezug zur Erfahrung verlieren, verlieren wir die Bedeutung all dessen, was wir dank der Erfahrung finden können, einschliesslich unseres Begehrens.» (Muraro 2015, S. 86) Erfahrungen sind also unmittelbar, körpernahe, affektiv eingefärbt, (mit Freuds Worten) nur

schwer zu sondieren, stets aber greifbar, sprachlich auch begreifbar. Erfahrungen sind ein möglicher Ausgangspunkt, ohne dass die Analysandin bei diesen stehen bleiben muss. Sie führen zwingend von Innen nach Aussen, von der unsichtbaren Innenwelt in eine benennbare Mitteilung an sich (und manchmal auch an die Aussenwelt).

Selbstreflexion als Tätigkeit, sich selbst zu sehen, seine eigenen Erfahrungen wahr- und ernst zu nehmen und diese zur Ausgangslage der Analyse zu machen und sich beim Analyse-Machen zuzusehen, eröffnet ein Selbst-Bewusstsein, das das Unbewusste gerade nicht verleugnen muss. Im Wissen, dass das Unbewusste jederzeit die Selbstreflexion stören und antreiben und diverse Wiederholungen erzwingen kann. Eine unendliche Selbst-Analyse also. Es ist Arbeit.

Lässt es sich lehren, Lehrling des Unbewussten zu werden? Nein. Nicht alles lässt sich lehren. Aber jede Analysandin kann es sich – vermittelt durch die Analytikerin – in der Analyse, präziser: in der gemeinsamen analytischen Arbeit aneignen. Die Aneignung umfasst Selbst-Befragung, Technik, Einsicht in das Unbewusste und in seine Dynamik und noch mehr. Es ist der Anfang vom Ende der Analyse, es ist ein Anfang.

Es ist ein Anfang, sich selber methodisch zu befragen. Ein Anfang zu mehr Spielraum des Ichs, mit und auch gegen das eigene Unbewusste. Eine andere Form der Selbstbestimmung, nämlich in einer dynamischen Dialektik zwischen innerer, erinnelter und äusserer Fremdbestimmung und analytisch erarbeitetem, aufgefundenem Selbstbewusstsein.

Mein langjähriger Freund Peter hat mich in der Diskussion zu dieser Fragestellung: *Wie werde ich Lehrling des Unbewussten?* darauf hingewiesen, dass es in der Philosophie eine ähnliche Denk- oder Suchbewegung, ein ähnliches Selbst-Verständnis der Philosophie gäbe, nämlich: Man würde kaum je wissen, aber immer wieder wissen wollen. Die Philosophie als Liebe zur Wahrheit/Weisheit sei von Erotik durchdrungen. Daher würde mit dem subjektiven Wissen-Wollen auch ein Risiko entstehen, so dass es zur existenziellen Aufforderung käme: Wage zu wissen. Nicht die Anhäufung von Wissen sei relevant, sondern das Wagnis.¹⁶ Es ist wie bei jedem Spiel – ein Risiko.

Als Lehrling des Unbewussten riskiere ich also eine Erweiterung des eigenen Selbst-Verständnisses: Ich gehe dem Begehren nach, mehr über mich – mit meinem Tribschicksal und in meinem sozialen Umfeld und in der politischen Welt – verstehen zu wollen. Es beinhaltet

¹⁶ Peter A. Schmid: Mail vom 17. Juni 2025.

auch das Risiko, Vertrautes aufzugeben, Abwehren umzubauen und neu zu formieren. Mein Freund Peter betonte: «Klar ist jedoch, dass der Lehrling des Unbewussten methodisch eine Meisterin wird, da sie ja selbständig im Austausch mit dem Unbewussten sein muss. Also Lehrling in Hinblick auf das Unbewusste, Meisterin in Hinblick auf die Methode.»¹⁷

Im Dialog mit meinem Freund Peter fiel mir ein neuer Anfang für dieses Referat zu:

Vom Lehrling des Unbewussten zur Meisterin der Selbstreflexion! Oder doch eher bescheidener:
Wie werden wir – Analysandinnen und Analytikerinnen – Lehrlinge der Selbstreflexion?

Wie gewinnt man im analytischen Dialog auf «Freuds Tummelplatz»¹⁸ der Übertragung, der Deutungen, der Assoziationsketten, der Fehlleistungen, der Träume, der Störungen seitens des Unbewussten – wie gewinnen wir: Selbstreflexion?

Ich danke Ihnen/Euch für die Aufmerksamkeit.

17 Ebd.

18 Hustved, Siri 2014: Freuds Tummelplatz, in: Dies: Leben, Denken, Schauen, Hamburg, S. 260–293.

Literatur

Boehm, Gottfried 1994: Die Wiederkehr der Bilder, in: Boehm, Gottfried (Hg.): Was ist ein Bild, München (Fink), S. 11 – 39.

Ders. 2004: Jenseits der Sprache? Anmerkungen zur Logik der Bilder, in: Maar, Christa/Burda, Hubert (Hg.): Iconic turn. Die neue Macht der Bilder, Köln (DuMont), S. 28 – 44.

Freud, Sigmund 1900: Die Traumdeutung, in: Studienausgabe, Band 2, Frankfurt (Fischer).

Ders. 1915: Das Unbewusste, in: Studienausgabe, Band 3: Psychologie des Unbewussten, S. 119 – 174, Frankfurt (Fischer).

Ders. 1916/17: Vorlesungen, Studienausgabe, Band 1, Frankfurt (Fischer).

Ders. 1920: Jenseits des Lustprinzips, Studienausgabe, Band 3, Frankfurt

Ders. 1933: Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, Studienausgabe, Band 1: Vorlesungen und neue Folge der Vorlesungen, Frankfurt (Fischer).

Ders. 1937: Die endliche und die unendliche Analyse, in: Studienausgabe Ergänzungsband: Schriften zur Behandlungstechnik, S. 351 – 393, Frankfurt (Fischer)

Goldschmidt, Georges-Arthur 1999: Als Freud das Meer sah, Zürich (Ammann)

Hustved, Siri 2014: Leben. Denken. Schauen. Essays. Hamburg (Rowohlt)

Kläui, Christian 2008: Psychoanalytisches Arbeiten. Für eine Theorie der Praxis, Bern (Huber).

Ders. 2017: Tod – Hass – Sprache. Psychoanalytisch, Wien (Turia + Kant).

Leupold-Löwenthal, Harald 1996: Anmerkungen zu Sigmund Freud Die endliche und die unendliche Analyse, in: Sandler, Joseph (Hg.) Freud heute: Wendepunkte und Streitfragen, Band 1: Über Freuds «Die endliche und die unendliche Analyse», Stuttgart (frommann-holzboog), S. 81 – 103.

Muraro, Luisa 1999: Von sich aus gehen und sich nicht finden lassen, in: Diotima (Hg.): Die Welt zur Welt bringen. Politik, Geschlechterdifferenz und die Arbeit am Symbolischen, Königstein/Taunus (Ulrike Helmer), S.18 – 38.

Dies. 2015: Nicht alles lässt sich lehren, Rüsselsheim (Christel Göttert).

Rancière, Jacques 2009: Der unwissende Lehrmeister. Fünf Lektionen über die intellektuelle Emanzipation, Wien (Passagen).

Rendtorff, Barbara 2020: Was «ist» das Weibliche – sofern es denn existiert?, in: Psychoanalyse im Widerspruch 64/2020, Giessen (Psychosozial), S. 49 – 67.

Schmuckli, Lisa 2006: Begehren nach Bildern. Freuds Bildkonzept – Spuren der pikturalen Wende, Wien (Turia + Kant).

Dies. 2009: Von der Visualisierung des Unbewussten. Freuds Bildkonzept avant la lettre, in: Soldt, Philipp/Nitzschmann, Karin (Hg.): Arbeit der Bilder. Die Präsenz des Bildes im Dialog zwischen Psychoanalyse, Philosophie und Kunstwissenschaften, Giessen, S. 75 – 97 (Psychosozial).

Dies. 2023: Mein Wunderblock, Luzern (Atelier).

Stanišić, Saša 2025: Mein Unglück beginnt damit, dass der Stromkreislauf als Rechteck abgebildet wird. Eine Ermutigung, München 2025

Tiedemann, Jens 2022: Kommunikation von Unbewusst zu Unbewusst: 17. Oktober, in: Nolte, Tobias/Rugenstein, Kai: 365 x Freud. Ein Lesebuch für jeden Tag, Stuttgart (Klett-Cotta).

Von Braun, Christina 1989: Die schamlose Schönheit des Vergangenen, Frankfurt (Neue Kritik).

Dies. 1994: Ceci n'est pas une femme, in: Lettre International 80/1994, Berlin, S. 80 – 84.

Von Braun Christina/Held, Thilo 2025: Kampf ums Unbewusste. Eine Gesellschaft auf der Couch. Berlin 2025 (Aufbau).